

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Heimkehr. Erzählung von Norbert Bruchhäuser

[urn:nbn:de:bsz:31-336011](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336011)

# Heimkehr

ERZÄHLUNG VON NORBERT BRUCHHAUSER

Peter Merten schaute den Bahnsteig entlang. Ein knappes Duzend Menschen war mit ihm ausgestiegen und durch die Sperre im Dunkel der Nacht verschwunden. Die Bahnhofsuhr zeigte fünf Minuten vor elf.

„Vorsehen!“

Peter Merten trat zur Seite und ließ den Postkarren vorüber.

„Hör'n Sie mal“, rief ein pausbackiger Herr, indem er seine Koffer abstellte, „hör'n Sie mal, Schaffner, geht eigentlich kein Zug mehr in der Richtung Freiburg?“

Der Schaffner schlug noch eine Wagentür zu, dann noch eine, und dann entgegnete er, ohne den Mann anzusehen:

„Doch! Morgen früh um vier Uhr sieben! Heute nicht mehr.“

„Donnervetter, so eine blödsinnige Verbindung!“

Der Reisende nahm grimmig seine Koffer auf und zog ab. Der Schaffner kam zurück und knurrte:

„Dem zulieb legen wir nächstens einen Extrazug ein!“

Peter Merten mußte lachen. Endlich die Sprache seiner Heimat! Der erste unverfälschte badische Laut! Er schaute den Schaffner näher an.

„Sie müßte ich doch kennen, Schaffner . . . Sind Sie nicht . . .?“

„Bei Nacht sind alle Katzen grau, mei Liever!“

Peter Merten dachte nach.

„Natürlich bist du's, Heinrich . . .“

Der Schaffner trat neugierig näher, hob die Laterne und leuchtete dem Fremden ins Gesicht.

„Daß mich der Schlag net trifft! — Der Merte-Peter! — Ja, wo kommst du denn her? Du bist doch von Rechts wegen längst tot!“

Er stellte die Laterne hin und fuhr sich über das Gesicht, als wollte er einen Traum wegwischen.

„Ich komme direkt aus Sibirien. Ein bißchen lang haben sie mich festgehalten; aber was lange währt, wird gut. Wie geht es daheim?“

„Ich . . . ich . . . bin immer noch wie vor den Kopf geschlagen! — Also der Merte-Peter ist nit verschollen, ist nit tot . . .?! Weißt du, . . . kein Mensch daheim glaubt mehr, daß du noch am Leben bist, kein Mensch!“

„Um so besser! Aber sag' mir . . .“

„Ja so, wie es daheim geht? Wie immer. Die Alten sterben, die Jungen wer'n groß und machen sich maufig.“

Peter Merten biß die Zähne aufeinander. Einen Augenblick hörte er sein Herz lauter schlagen. Jetzt fiel das Wort! Jetzt mußte er hören . . . das von der Mutter . . .

„Die Alten, sagst du . . .?“

Der andere merkte seine Erregung nicht.

„Ja, ja, die Alten machen Platz für die Jungen. Vorige Woche haben wir die Schul-Ammie begraben, acht Tage davor den Maurer Lehner. Einer nach dem andern! Auf einmal sind wir auch an der Reih'!“

Peter begann zu frösteln. — Er will mir's nicht sagen, dachte er. Er will mich schonen. Na, gut, ich erfahr's noch zeitig genug, wenn ich heimkomme.

„Bleibst du heut nacht hier?“

„Wie meinst du? Ach so ... es geht ja kein Zug mehr. Nein. Ich ... laufe zu Fuß. Ich — muß heim! — Gute Nacht, Heinrich!“

Er bückte sich eilig nach seinem Bündel und wollte fort. Aber es zog ihn noch einmal zurück.

„Sag' mir noch, Heinrich ...“ Er kam ganz nahe ... „Lebt meine Mutter noch?“

„Wo denkst du hin! Natürlich lebt sie. Frisch und munter wie vor zwanzig Jahren!“

„Gott sei Dank!“

Das war wie ein Gebet und Händefalten.

\*

Peter wanderte in die Nacht. Die Sterne leuchteten auf seinen Weg. Aber heller als die Sterne strahlte sein Herz, darin die Gewißheit stand: Die Mutter lebt!

Zur Seite rauschte der heimatliche Fluß. Dunkel dehnten sich die Wälder weithin, ihm alle vertraut aus längst vergangener Zeit.



Das Heimathaus

Wenn er im Tal so weiterwanderte bis zur Station und dann den Fahrweg zur Höhe nahm, konnte er in vier Stunden in Rainsfeld sein.

Vier Stunden! Das erschien ihm eine Ewigkeit. Und er schritt schneller aus. Ein Dorf nahm ihn auf. Die Straße war leer. Kein Licht. Kein Laut. In dunkel spiegelnden Fenstern stand der Sternenschimmer. Vom Kirchturm schlug die zwölfte Stunde . . . Am anderen Dorfsende blieb er stehen und schaute zurück. Ein Mann trat auf die Straße. Hinter ihm ein Hund. Der Nachtwächter, dachte Peter. Ganz wie daheim! Der Mann schaute lange nach dem Fremden hin. Dann setzte er die Pfeife an und blies zwölfmal. Dünn und zaghaft klang es, als fürchte er jemand zu wecken.

Peter ging weiter. Heimatgefühl strömte wie eine warme Welle an sein Herz.

Wie hoch die Sterne stehen, ging es ihm durch den Sinn. In Sibirien waren sie viel niedriger. Da hing der Himmel oft wie von goldenen Trauben schwer auf die Erde. Und doch erschien mir der Himmel nie so weit wie damals . . .

Erinnerung kam und schritt neben ihm. Weißt du noch?

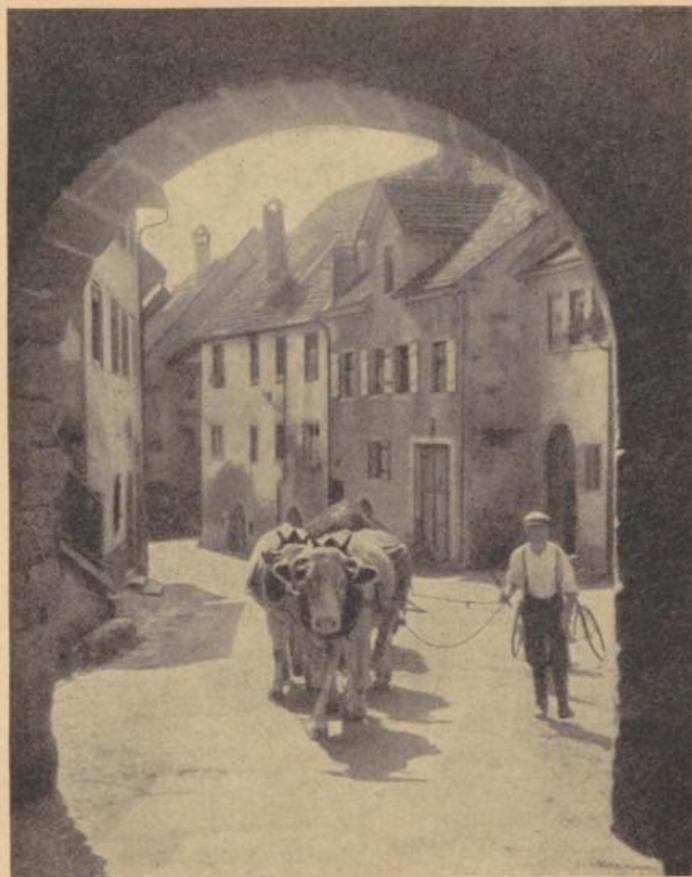
Er wollte nicht zurückdenken. Gut, daß es vorüber ist, dachte er. Aber es ließ sich nicht abweisen.

Merkwürdig verschwommen zogen die Bilder der letzten Jahre an ihm vorüber . . . Man war zuletzt so stumpf geworden, so müde, so gleichgültig. Nochte kommen, was kommen mußte! — Nach jenem mißlungenen Fluchtversuch vor drei Jahren hatte er ein Stück Hölle verkostet. Kein Gefühl des Schmerzes, des Hungers, des Durstes, der zähneknirschenden Verzweiflung, des dumpfen Hinbrütens war ihm fremd. Ein Wunder, daß er dem allem heil entronnen war! — Krieg? Märsche? Sturmangriffe? — Wie weit lag das zurück, und wie blaß erschien es im Vergleich zu den Qualen der Gefangenschaft!

Aber über allem war noch eins, das fürchterlicher gewesen war als alle Pein: Das Heimweh. Den Hunger konnte man zur Not stillen, wenn auch manchmal mit Ekel vor dem schlechten, verdorbenen Fraß. Den Durst löschte ein Trunk, und war's nur eine Handvoll geschmolzenen Schnees. Die Striemen, von der Peitsche des Aufsehers gezogen, verheilten und hinterließen nur juckende Narben. Aber das Heimweh war immer da. Es stand mit einem auf und ging mit einem schlafen. Es zerrte einem das Herz aus dem Leibe, wenn zwischen dem Fronen der stumpfe Blick über die Steppe schweifte. Es weinte und schluchzte durch die Fieberschauer der endlosen Frostnächte. Es war immer da. Es war allgegenwärtig.

Der weiß nicht, was ein Mensch dulden kann, der nicht das Heimweh durchgekostet hat bis zur Neige. Aber keiner hat auch die Heimat inniger lieben gelernt, als wer durch Monate und Jahre hin um sie gelitten hat mit dem tiefsten Leid, dessen ein Herz fähig ist.

Peter Merten war in den Krieg gezogen wie hunderttausend andere mit dem selbstverständlichen Glauben an die gerechte deutsche Sache. In Ostpreußen erlebte er die Greuel des Russeneinfalls . . . Zerstampfte Felder, verbrannte Dörfer, obdachlos irrende Menschen, Not und Tod von Tausenden; und er wußte: Wenn es nicht gelang, im Westen die Mauer aus Menschleibern undurchdringlich zu machen, wenn der Franzose über den Rhein vordrang, dann erging es der Heimat da drüben, wie es dem östlichen Grenzland ergangen war. — Der Gedanke hob auch den einfachen Soldaten, den Bauer, den Arbeiter, den Handwerker über sich



Durchs Aufkircher  
Tor in Überlingen.

hinaus und reihte ihn ein in die große lebendige Schicksalsgemeinschaft, über der das Wort Deutschland stand.

Und dann konnte es sein, daß nach endlosen Märschen, nach tagelangen, aufreibenden Kämpfen urplötzlich ein Lied auf die geschwärzten Lippen sprang und zündend durch die Leiber fuhr:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein ...  
Gloria, Viktoria! Mit Herz und Hand  
Fürs Vaterland!

Und immer wieder wie ein Gebet, wie ein Anklammern an Gottes Knie:

In der Heimat, in der Heimat,  
Da gibt's ein Wiedersehen ...

Schon damals, als noch lange kein Ende des immer gigantischer werdenden Ringens abzusehen war, wie oft wollte das Herz einem überlaufen, wenn der Heimgedanke die vertrauten Bilder hinstellte, ... das Vaterhaus, die Dorfstraße, die Kirche, das Feld im Hang, den Wald, den Wiesengrund; und darin die Dabeingeblichenen in Hoffen, Harren und Bangen, gehest und zersorgt, die

ganz Jungen und die ganz Alten. Und darüber ein Himmel, der nirgends so blank ist und nirgends goldener scheint als über der Heimat!

Peter Merten verlangsamte den Schritt. Die alte Schußverletzung im linken Oberschenkel machte sich noch immer bemerkbar. Ein schmerzhaftes Ziehen und Brennen erinnerte ihn, daß er seit bald drei Stunden im Gewaltmarsch ausgeschritten war.

Zwei oder drei Dörfer hatte er schon hinter sich gelassen. Immer noch rauschte ihm zur Seite der Fluß. Die Berge schoben sich von hüben und drüben ganz nahe heran, als wollten sie liebevoll dem Heimgekehrten den Weg verstellen und ihn nicht weiterziehen lassen, bevor er ihnen Rede und Antwort gestanden.

Dann schritt er an schmalen Wiesenstreifen vorüber. Das Heu duftete. Er konnte nicht anders: Er bückte sich, griff eine Handvoll und roch daran. Und fühlte, wie mit dem herben Duft die Heimat in ihn einströmte und wieder von ihm Besitz ergriff.

Dann verließ er den Talweg und stieg zur Höhe hinan.

Seine Schuhe waren feucht vom Tau. Der Wald umfing ihn. Er nahm nicht den breiten Fahrweg, der sich in mancherlei Windungen zur Höhe schlängelt, sondern schlug den ausgetretenen Fußweg ein, den er, ach wie oft, gelaufen war, auf dem er jeden Stein gekannt hatte.

Es kam ihm vor, als trüge der Wald ein anderes Gesicht. Da waren weite Strecken gelichtet. Warum haben sie die schönen Buchen umgehauen?, dachte er, mußte das sein? War es die Not, die da die Art geführt hat? — Tannen- und Fichtenschonungen begleiteten den Pfad weithin. Die waren damals vor gut zehn Jahren noch nicht gewesen. Eine leise Bitterkeit griff ihm ins Herz. Es war ihm, als ob der Wald sich beklagte, daß man ihn gequält, mißhandelt, geplündert hatte.

In halber Höhe machte Peter Rast. Noch eine kleine Viertelstunde, dann blieb der Wald zurück, begannen die Felder und Wiesen von Rainfeld.

Es war ihm zumute, als müßte er noch einmal tief Atem holen, ehe er das letzte Stück Wegs unter die Füße nahm. Das Herz klopfte ihm bis in den Hals. Er riß den Rocktragen auf und löste den braunen Schal, der feucht war vom Tau.

Zwischen den Stämmen schimmerte ahnungsvoll der erste Morgenschein. Über ihm probte ein früher Sänger sein Morgenlied. Auf einmal erinnerte er sich, daß Sonntag war. Es mußte ja Sonntag sein! So feierlich-festlich war ihm einst zumute gewesen, wenn er als Kind am Sonntagmorgen mit neuen Schuhen und frischgewaschenem Anzug über die blanke Dorfstraße zur Kirche geschritten war, mitten unter den sonntäglich gekleideten Leuten, unter dem spiegelblanken Sommerhimmel —, und die Glocken klangen ihr Alleluja, und die Orgel brauste ihr gewaltiges Lied über die Gemeinde hin . . .

Anbetend knie' ich hier.  
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,  
Als knieten viele ungesch'n  
Und beteten mit mir.  
Das ist der Tag des Herrn!

ging es ihm durch den Sinn. Und er fühlte, wie alle Tore seiner Seele auffprangen.



Im Altenteil  
Nach einem Gemälde von Heinrich Pfors

Heim! Heim! rief es von der Höhe. Heim! hallte es wider vom Tal. Heim! klopfte sein Herz, sang sein Blut. Heim! sprang es ihm heiß in die Augen, daß zwei schwere Tropfen ihm über die Backen liefen.

Mit großen, ungeduldigen Schritten stieg er zur Höhe. Das Blut hämmerte in den Schläfen. Schweiß perlte ihm auf der Stirn.

Jetzt noch zwanzig Schritte . . . noch zehn . . . noch fünf . . . noch zwei . . .

Der Wald war wie ein großer grüner Vorhang nach beiden Seiten zurückgegangen. Aber grüne Felderspreiten flog der Blick — vor ihm lag das Dorf. Sein Dorf, seine Heimat!

Peter Merten fühlte, wie ihm die Knie versagten. Die Kehle war wie zugeschnürt. Ein Schluchzen stieg in ihm hoch. Fassungslos warf er sich nieder, grub die Hände in den Boden und schmiegte das Gesicht an die feuchte braune Erde.

Als er die Augen aufhob, flossen die ersten Sonnenstrahlen ihm entgegen und tauchten Rainfeld in ein Meer von zitternden roten Rosen.

Andächtig ging er das letzte Stück Wegs, den Blick unverwandt auf das liebe, im Traum so oft geschaute Bild geheftet.

Vor dem ersten Hause bog er ins Feld ein, schlich sich auf bekannten Wegen durch Wiesen und Gärten hinter den Häusern her und stand klopfenden Herzens vor seiner Mutter Häuschen.

Alles war wie in früheren Zeiten, ein bißchen älter geworden, ein bißchen gedrückter, wie ihm schien, aber blitzblank von oben bis unten, die Steinfliesen, von denen einige gesprungen waren, gescheuert; Besen, Eimer, Schrubber, Schaufel am alten Fleck, Geranienstöcke vor den Fenstern; dahinter weiße, freundliche Gardinen.

Und nebenan im Schuppen: Alles an seinem Platz, als hätte er es gestern verlassen — — seine Schnitzbank, sein Werkzeugkasten, die Säge, die Art, die Sense . . .

Ja, die Sense! Er ging hin und streichelte einmal über den kühlen, glatten Griff, und als er ihn losließ, schwang die Sense sachte hin und her, ganz so, als wollte sie ihn ermuntern: Verstehst du's noch? Möchtest du mich nicht wieder in die Arme nehmen?

Es ist Heumachenszeit, dachte er. Ob die Mutter ihre Wiese schon gemäht hat? — Der Gedanke machte ihm warm. Auf Zehenspitzen ging er ans Kammerfenster und horchte. Nichts regte sich. Sollte er klopfen? Die alte Frau im Schlaf stören? Nein. Sie war ohnedies eine Frühaufsteherin. In längstens zwei Stunden war ihre Nacht um.

Er ging zum Schuppen zurück, stand einen Augenblick und überlegte. Dann hatte er die Sense vom Nagel, prüfte die Schneide, griff nach dem Wehstein und eilte so geräuschlos wie möglich auf dem Weg, den er gekommen war, zurück.

Jrgendwo im Dorf bellte ein Hund.

Mehr springend als gehend erreichte Peter die Wiese. Richtig, sie stand noch, während ringsum das Heu schon gehäufelt lag.

Ohne sich lange zu besinnen, nekte er den Wehstein im feuchten Gras, fuhr mit gewohntem Zug über die Schneide und begann zu mähen. Die Arme strafften sich. Die Sense flog. Breit legten sich die Schwaden auf die Seite. Klingend sprang der Tau um seine Füße. Ein Sauchzen war in ihm.

Als hätte er in den zehn Jahren nichts anderes geübt, so ging ihm die Arbeit von der Hand. Und es war seine Arbeit, seine Wiese, sein Boden, sein Eigen!

Lag nicht zwischen gestern und heute eine Ewigkeit? Hatte er nicht noch vor wenigen Stunden gebangt um das schicksalschwere Wort: Die Mutter lebt?

Und nun wußte er, daß sie lebte, nun hatte ihn die Heimat wieder, und nun schritt er hinter der klingenden Sense und hätte am liebsten laut aufgejubelt. Und der Morgenwind trug den Duft von tausend und tausend blühenden Gräsern, von taufeuchtem Heu an sein Herz wie einen bräutlichen Gruß.

Er hielt inne und trocknete sich den Schweiß. Wie wild habe ich gemäht, dachte er. In längstens einer Stunde bin ich fertig. Und dann — —

Was wird die Mutter Augen machen, wenn sie mich mit der Sense auf dem Buckel daherkommen sieht! Sie wird denken, ich sei ein Gespenst. — Aber sie glaubt ja nicht an Gespenster . . . Sie wird mich am obersten Rockknopf nehmen, meinen Kopf zu sich herunterziehen und mir ganz nahe in die Augen sehen . . . Bist du's auch? Bist du's auch wirklich? — Und dann wird sie mir mein Bündel abnehmen und sagen: Komm, du bist sicher müde und hungrig, ich will dir gleich ein Schälchen Raffee aufstellen! — So wird es sein. So war es doch immer, wenn ich von draußen kam.

Mutter, o Mutter!

Die Sense lief wieder, und Peter Mertens Augen hingen selig, verklärt auf dem blanken Eisen, als spiegelte sich darin das Bild der kleinen alten Frau, die seine Mutter war.

Aufatmend hielt er an, legte die Sense auf den Boden und begann das Gras zu spreiten. Das Rücken machte ihm Beschwerde, aber er achtete es nicht, und in kurzem war die Arbeit getan.

Die Sonne hing längst als glühend roter Ball über der Erde. Als Peter sich dem Dorfe zuwandte, sah er den Rauch aus vereinzelt Schornsteinen ruhig und friedlich in die Höhe steigen.

Niemand begegnete ihm. Auf Umwegen gelangte er hinter das Haus, schlich leise nach dem Schuppen, die Sense aufzuhängen, da ging hinter ihm die Tür auf.

„Peter!“

Und noch einmal, als könne sie's nicht glauben: „Peter!“

Dann hielt die Mutter ihren großen Jungen im Arm und schluchzte und lachte und weinte an seiner Brust, fassungslos vor Staunen und Glück.

„Peter! Mein Peter!“

Sie konnte sonst nichts sagen. Aber sie streichelte ihm die Backen und legte wieder den grauen Kopf an ihn und streichelte ihn wieder und sagte leise seinen Namen . . . immer wieder seinen Namen.

Und dann mußte er trotz seiner nassen Augen lächeln, als prompt die Aufforderung kam:

„Nun aber schnell herein! Du bist sicher müde und hungrig; ich will dir gleich ein Schälchen Kaffee aufstellen!“

Sie war schon voraus und richtete ihm einen Sitz neben dem Herd und fragte ihn, ob er auch nicht erhitzt sei? Er solle sich nur nicht in den Zug an die Türe setzen.

„Hierher — so, hier an den warmen Herd! — Und die schweren Stiefel ziehe ich dir gleich aus. Gott, wie schwer! Drin stehen deine Pantoffeln, die will ich doch gleich — ach, was sage ich — droben in der Kammer sind sie ja, mit all dem anderen Gelump. Ich will doch gleich hinauf . . .“

Ehe er es hindern konnte, war sie in wunderlicher Hast die Stiegen hinan, und kam herunter und brachte die weichen Schuhe und stellte sie vor ihn, während er die Stiefel abzog, und ging zum Feuer und schürte und fragte und erzählte immer dazwischen von tausend Dingen.

Aber die alten Hände waren so zittrig und aufgereggt. Und was sie suchte, das hatte sich ausgerechnet an diesem Morgen versteckt. Das machte sie ganz verwirrt . . . Der arme Junge hat Hunger und Durst, und ich dumme alte Frau . . .

Da nahm er ihr die Kaffeemühle vom Schoß, hieß sie ganz ruhig sitzen bleiben und sagte, es sei gar nicht so eilig, er werde bestimmt nicht vor Hunger und Durst umkommen. Aber er selber werde jetzt den Kaffee bereiten und sie bedienen, darauf habe er sich zehn Jahre lang gefreut.

Sie wehrte und sträubte sich, aber er bestand auf seinem Willen, und sie sah, die Hände im Schoß gefaltet, und schaute ihm glücklich zu.

In diesem Augenblick läutete die Morgenglocke.

Peter hielt inne. Sein Kopf sank auf die Brust. Seine Hände falteten sich.

Zitternd verklang die Glocke in dem heiligen Morgen.